



# Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 28. APRIL.

## Ein Heldendenkmal.

(Von Carl Egon-Ebert.)

Im Feld mit dem Heere rastet aus  
Der grimmige Herzog Sobieslaus;  
Die Deutschen fielen in heißer Schlacht,  
Doch ist auch gebrochen der Böhmen Macht.

Wild ruft der Fürst: „Bringt mir den Mann,  
Der fast den Feinden den Sieg gewann,  
Der so viel böhmisches Blut vergoß,  
Als je auf heimischem Boden floß.“

Gefesselt naht, doch in kühner Hast,  
Ein hoher Ritter, ein Riese fast,  
Sein Aug' blickt stolz, die Stirne frei,  
Als ob der Fürst der Bestegte sey.

„Ei, deutscher Bär, so bist Du mein!  
Wirst auch gar bald geborgen seyn;  
In dieser Erde sollst Du nun  
Mit Hunderten Deiner Opfer ruh'n.“

Doch nicht, wie sie, erst kalt und todt,  
Nein, frisch, gesund und lebensroth,  
Mit klopfendem Puls und warmem Blut —  
Da wahr' Dir, Riese, den festen Muth!“

„Auf, Krieger, bindet ihn an den Pfahl,  
Und eilt in die Felder allzumal,  
Und füllt die Helme mit Erde schwer,  
Und schüttelt sie rings um den Furchen her!“

Der Ritter darauf: „Mir sey es fern,  
Ihm Gnade zu bitten; ich sterbe gern,  
Und nie wär' Tod mir schöner genäht —  
Als heut' er winket nach Kampf und That.“

„Doch so mich Gesunden die Erde begräbt,  
So laßt mich enden, wie ich gelebt,  
Von Fesseln frei, mit Lanz' und Schwert,  
In Helm und Harnisch, hoch zu Pferd.“

„Kein Bittern sollt ihr schau'n an mir,  
Nicht zucken wird mein treues Thier,  
Mein letzter Blick in die Welt hinaus  
Soll blißen hell in Schlachtenbraus.“

„Will seh'n!“ ruft Sobieslaus und lacht.  
Das Ross des Ritters wird gebracht,  
Auch Schwert und Speer; die Fessel fällt,  
Im Sattel und Bügel sitzt der Held.

Und tausend Krieger eilen heran,  
Und häufen das Erdreich um ihn an;  
Schon reicht's dem Koppen bis an's Gesicht,  
Doch Ross und Reiter regen sich nicht.

Und höher ragt's, zu des Ritters Brust,  
Noch blickt er umher in stolzer Lust,  
Und immer weiter steigt es im Rund,  
Kein Laut ertönt aus des Ritters Mund.

Jetzt hebt sich's bis zu des Helden Kinn,  
Er schaut's und fühlt's mit festem Sinn,  
Und plötzlich über dem Aug' voll Ruh'  
Wölbt sich deckend die Erde zu.

Da fast den Herzog kaltes Grau'n,  
Den Gräul, er kann ihn nimmer schau'n,  
Er eilt hinweg und schreit erregt:  
„Häuft Erde, Erde, so viel ihr vermögt!“

Noch zweimal geh'n die Krieger hinaus,  
Und füllen die Helm' und leeren sie aus,  
Da ist's vollbracht, das Werk gethan,  
Ein mächtiger Hügel ragt hinan. —

Nun steht des Riesen riesiger Sarg,  
Das Denkmal, das den Helden barg,  
Bemerkt kaum, Wanderern unbekannt,  
Still, grün und friedlich in dem Land.

Nur wenn vorüber zieht ein Heer,  
Tönt's unterm Rasen wie Schwert und Speer,  
Es dröhnt wie Hieb und Lanzenstoß,  
Und laut am Hügel wiehert das Ross.

## Vaterländische Erinnerungen.

Von Costa.

— et meminisse juvat.

### XVIII.

#### Vaterlandskunde.

Wir beklagen nicht mit Ungrund, daß unser Vaterland zu wenig gekannt sey, und häufig verkannt werde, aber die Schuld liegt großen Theils an uns, weil wir so wenig zur Vorbereitung der Vaterlandskunde thun, und jedes Unrecht, jede Unbill, die man uns zufügt, ruhig und stillschweigend hinnehmen. Kämpften wir noch, wie weiland der Freiherr von Balvasor, mit Gut und Blut um die Ehre von Krain, dann ständ' es in dieser und anderer Beziehung weit besser mit uns; wie sehr es aber Noth thut, daß wir etwas zur Sache thun, zur Verbreitung der Kenntniß unsers guten Vaterlandes schreiten, und die häufig vorkommenden irrigen Berichte darüber zurechtweisen, möge das Nachfolgende erwahren.

Im 18. Bande der neuesten Länder- und Völkerkunde, Prag 1823, kommt das Kaiserthum Oesterreich, und in der 6. Abtheilung das Königreich Syrien vor. Da heißt es Seite 525 wörtlich unter dem Artikel Laß: „Hat ein weibliches Lehr-Institut der Ursulinerinnen, die Leinweberei, Zwirnbleichen, Gärereien, Leinen- und Pferdehandel unterhalten.“ Dieser auffallende Unsinn hat wahrscheinlich einem Druckfehler sein Daseyn zu verdanken; ist er aber jemals berichtigt worden? Meines Wissens nein, sondern er wurde vielmehr in einem, im Jahre 1827 zu Laibach in einer, seitdem eingegangenen Buchhandlung erschienenen Nachdrucke, Seite 35 von Wort zu Wort wiedergegeben.

Zu Kaschau erscheint ein sogenannter neuer gemeinnütziger und erheiternder vaterländischer Hauskalender, in dessen 16. Jahrgange, für 1841, man der Welt verkündet, daß die Bevölkerung von Laibach sich zu Tod saufen und gänzlich ausgehen würde, wenn nicht die unehelichen Kinder immer wieder das Gleichgewicht herstellen würden. — Wo in aller Welt, wird man fragen, hat der Kaschauer Kalenderschreiber diese Behauptung hergeholt? Aus einem, 1834 zu Laibach gedruckten und erschienenen Werke, betitelt: Dihsobiostatik, woselbst der Verfasser Seite 63 mit einem etwas kühnen Seherblicke wörtlich prophezeit, daß »die Bevölkerung von Laibach, bei fortbestehender Trunksucht, um das Jahr 2000 ziemlich auf der Neige seyn würde, wenn nicht anderwärts ein Ersatz Statt fände. Ein solches Ersatzmittel ist die bedeutende

Zahl der unehelichen Erzeugungen, die den Schaden der Trunksucht bei Weitem (um 88) überwiegt.“ Es ist hier nicht der Ort, diese nichts weniger als schmeichelhafte Hypothese zu bekämpfen, bedauerlich aber im höchsten Grade ist es, daß hierin ein Kalenderschreiber den Unlaß fand, uns als feurigste Jünger der Venus und des Bacchus auszuposaunen.

Ein zweiter gemeinnütziger und erheiternder Hauskalender, u. z. für das öster. Kaiserthum, Wien 1820, nennt unter dem Artikel: Volkscharakteristiken, unser Handelsvölklein, die Gotscheer (recte Gotscheer) die Juden der Wenden, und sagt: „Aus seinem ganzen Thun und Lassen kann der Gotscheer als der Jude der Wenden betrachtet werden, denn ein Beschneidener wird unter ihnen nicht geduldet.“ Ob sich wohl die Juden oder die Gotscheer bezüglich dieser Charakterschilderung bei dem Herrn Kalenderschreiber zu bedanken haben? — Durch die Kalender-Literatur wird, wie es scheint, eine richtige Kenntniß der Zustände unsers Vaterlandes schon schwerlich verbreitet werden, denn der Universal-Kalender Austria für 1842 gibt z. B. Seite 228 eine Probe der um Laibach üblich seyn sollenden deutschen Mundart, von der in und bei Laibach bis zur Stunde wohl Niemand einen Laut gehört hat.

Von den vielen absurden Berichten über unser geliebtes Vaterland, die wir fortwährend zu Gesicht bekommen, will ich nur noch einiger erwähnen, denen in größeren Werken, leider! ein bleibenderes Daseyn gesichert ist. Ein Voyageur verbreitete hier zu Land die vaterländischen Immortellen, Wien 1840, wo wir zur 106. Abbildung: „Die Belagerung des Felsenschlosses Lueg im Fürstenthum (sic!) Krain, im Jahre 1484“ wörtlich lesen: „Nun flüchtete sich Lueger, überall verfolgt, in sein festes Felsenschloß Lueg in's Land, welches in Steyermark zwischen Peggau \*) und St. Stephan gelegen ist, und damals noch mit dichten Wäldern und unwegsamem Wildnissen umgeben, ja selbst Wenigen kaum dem Namen nach bekannt war, — lockte die Ungarn in's Land, half ihnen das feste Schloß Klingensfels \*\*) erobern, und reizte sie sogar, einen Raubzug nach Triest zu unternehmen. — Nach der Erstürmung des Schlosses fand man einen, von der Natur selbst gebauten, unterirdischen Gang, welcher in Felsen ausgehöhlet, vier deutsche Meilen lang bis in die

\*) Soll wohl Peggau heißen.

\*\*) Klingensfels liegt in Unterkrain!!

Gegend von Wippach in Krain führte, von woher sich die Belagerten alle ihre Bedürfnisse auf das reichlichste verschaffen konnten.“ Von Peggau in der Steyermark, nach Wippach in Innerkrain, ein 4 deutsche Meilen langer Tunnel? Das klingt nicht schlecht; man sollte ihn zur Anlegung einer Eisenbahn benützen, weil man für eine Strecke, die sonst vier und vierzig Meilen mißt, kaum eine kürzere Trace finden dürfte! — Wie man doch über die Lage des, man möchte sagen seit Jahrhunderten berühmten Felsenschloßes und der Grotte Lueg, denen man die Ehre von Landesmerkwürdigkeiten zugestehet, noch jetzt im Dunkeln seyn kann, und obendrein davon schreiben will?! Ja dem zu Znaim 1833 erschienenen Werke: Wanderungen in den Hallen der Vorzeit und in die Gefilde der Gegenwart, wird die Lage des Bergschloßes Lueg, Seite 109, so bezeichnet: „In dem Berg- und Wälderreichen Lande Krain, im Neustädter Kreise, nicht weit von dem freundlichen Weinbüchel, sieht man noch den Anbau einer Höhle, auf welcher das im Innerkrain und an der Poik, sieben Meilen von Laibach und eine Meile von Adelsberg entfernte Schloß Lueg liegt. „Wer mir nach diesem Wegweiser die Burg findet, welche unserm Erasmus Lueger in den letzten Momenten zum Asyl diente, den nenn' ich glücklich. Vielleicht wäre Carl Julius Weber dieser Glückliche gewesen, wenn ihn nicht der Tod dahin gerafft hätte († 19. Juli 1831), denn der gute Mann fand, wie Seite 364 im zweiten Bande seiner Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen, Stuttgart 1827, zu lesen, in der Gegend von Rohitsch die Stammburg der Auersperge, wegen ihrer dreieckigen Gestalt Triak genannt, und er sagt eben daselbst: „Der Hauptort der Herrschaft Auersperg ist das wohlbekannte Gottschee.“ Diesen Reisenden müssen seine Reisen ein schönes Geld gekostet haben, wenn er überall persönlich an Ort und Stelle wie in Auersperg und Gottschee, Materialien zu seinen Reisebeschreibungen gesammelt hat. Und studiert hat er unser Land bis auf die feinsten Nuancen, denn er schrieb ferner, Seite 365: „Hinter Marburg schon hat die steyrische Reinlichkeit ein Ende, mit dem Flusse Sau beginnt auch slavische Sauerei.“ Schönen Dank, Herr Weber, für dieses zarte Compliment, welches zunächst uns Laibacher angehen soll, denn Sie sagen, Seite 366: „Man passirt die lange Brücke über die Sau oder Save, und ist zu Laibach, in der Hauptstadt Krains.“ In und bei Laibach hat sich Herr Weber insbesondere umgesehen, und er sah eine „Nlee, die nach

Kaltenbrunn führt, wo der Wasserfall der Schiska ist!“ Risum teneatis, amici! Nicht minder sah Herr Weber auf dem Markt (?) eine Mariensäule mit der Aufschrift: „Zu Ehren der Mondbezwingerin; dann den Calvarienberg, der eine Schädelstätte ist, wie die zu Jerusalem gewiß nicht gewesen. Auch mußte unser Reisender ungemästete und schlecht zubereitete Willichmäuse essen, die er sich schmecken ließ, „weil er den Hunger zum Koch hatte, denn die Kucherl hört auf österreichisch zu seyn, so wie man die herrliche Steyermark verlassen hat, und wird zur nordischen Küche!“ Ob dieß ein Compliment oder Schimpf für unsere Kochkunst sey, verstehe ich nicht, und überlasse daher die Deutung unsern Küchenkünstlern und Künstlerinnen, kann aber zum Schluß nicht unbemerkt lassen, daß der gepriesene Reisende, S. 365, mir und dir nichts sagt: „Die Gottscheer sehen nicht aus wie Franken, sondern wie wahre Zigeuner!“ Ihr armen Gottscheer! Der Eine nennt Euch die Juden der Wenden, der Andere wahre Zigeuner! Und warum so? Weil ihr durch Gewerbsfleiß und Handel in der weiten Welt das zu erwerben strebt, was Euch die Natur in der Heimath karg zugemessen hat: das Brod. — Aber tröstet Euch damit, wenn das einen Trost gewähren kann, daß es im Allgemeinen, wie wir eben sahen, nicht besser geht.

## Die 28\*).

(Novellette von Franz Gräffer.)

Der junge Maschanzger war ein junger Kaufmann. Er wollte industriös seyn. Er glaubte durch eine Reise nach Amerika sich zu schwingen. Der junge Maschanzger machte sich also mit seinen rothen Wangen auf den Weg.

Vorher aber nahm er von zwei andern rothen Wangen Abschied, wobei es auch ein wenig rothe Augen gab. Zwei davon gehörten Rosinen, seiner Huldinn. Sie schwuren sich ewige Liebe, folglich auch ewige Treue, sowohl für Europa, als auch für Amerika. Dann wurden der Maschanzger und die Rosine ruhig und trennten sich sehr unruhig.

Dem Kaufmännchen gefiel es sehr in Amerika. Dessen ungeachtet reiste er auch in Asien und in Afrika herum, und schrieb immer sehr fleißig an seine rothen Augen in Deutschland. Endlich aber hörte er auf, da ihm auf ein Schreiben an eine

\*) Wir entlehnen diese ergeliche Periffage des modernen Novellenkrams mit seiner freetoren Tradition von „ewiger Liebestreue“ dem von J. Wogl trefflich redigirten „österreichischen Morgenblatt.“  
H. d. R.

äußerst interessante Mulattinn günstiger Bescheid ward.

Julius Maschanzger heirathete diese Mulattinn, welche, glaube ich, eine Zigeunerinn, was sage ich, eine Mohrinn war. Sie lebten höchst glücklich, viele, viele Jahre, abwechselnd in vielen Welttheilen.

Als sie eines Tages ihre Kinder zählten, fanden sie, daß sie deren 12 besäßen, lauter Knaben; und als sie eines Tages ihre Millionen Dollars zählten, fanden sie, daß sie deren ebenfalls 12 besäßen.

Bei so vielen Dollars, dachte der Kaufherr, werde es nicht übel seyn, auch in Europa, und zwar in Deutschland eine Factori zu gründen, und dieses sogar an seinem Behrorte selbst.

Der Gedanke an Rosinen genirte ihn anfangs. Allein er hatte seit 12 Jahren keine 12 Beilen von ihr erhalten, und so betrachtete er die ganze Geschichte als verjährt und abgethan.

Die Maschanzger'sche Familie trat also die Reise nach Europa und Deutschland wohlgemuth an. Es vergingen mehre Tage ehe sie da eintrafen. An einem schönen Abend aber sahen sie das schöne Worsdorf vor sich liegen, das Ziel der Reise.

Sie treten im ersten Gasthof ab, ordnen ihren Anzug, und gehen etwas spazieren, alle 14. Kaum haben sie eben so wenige Schritte gemacht, so gewahren sie eine Gruppe Kinder, lauter Mädchen. Sie zählen selbe ab, und finden, daß es 12 sind. Setzt sehen sie aus einem Fenster einen kohlschwarzen Mannskopf herausgucken, und sogleich kommt ein Frauenzimmer hinzu. Maschanzger erkennt in ihr sogleich Rosinen, und billigerweise erkennt sie ihn auch sogleich.

Sie gab dem schwarzen Mann den Arm und trat heraus. „Hier,“ sagte sie zu Maschanzger, „hier, dieser edle Mohr ist mein Gatte; diese 12 Mädchen sind unsere Familie.“ Worauf Maschanzger, seine Frau präsentirend, entgegnete: „Hier, diese edle Mohrinn ist meine Gattinn; diese 12 Knaben sind unsere Familie.“

„Wir sind nun quitt, Madame!“ — Ja wir sind quitt, mein Herr!

Was aber diese Rührung noch erhöhte, ist, daß der Mohr und die Mohrinn leibliche Geschwister waren.

Alle 28 weinten vor Freude, weinten Thränen aller Farben. Alles war glücklich.

## L E O P O L D des Herrn Dr. M. Edl. v. Schickh.

Am 22. d. M. veranstaltete der als Clavier-Virtuose rühmlichst bekannte Herr Dr. M. Edler von Schickh, unter Mitwirkung der anwesenden Operngesellschaft im ständischen Theater ein Concert, in welchem er nachstehende Piecen vortrug:

Ouverture zur Oper „Don Juan,“ transcribirt — ich hätte den Ausdruck „transponirt“ gewählt — für das Pianoforte.

Mozart schrieb die Partitur gedachter Duverture im Herbst des Jahres 1787, drei Tage vor Aufführung der Oper, in größter Eile, nachdem er vorläufig selbe am Clavier spielte. Ein eigentlicher Original-Claviersatz bestand daher nicht, sondern es mußte zur Bildung desselben aus der gesammten Partitur ein Auszug verfaßt werden. — Welch' eine schwere Aufgabe bei der Beschränktheit des zweihändigen Claviersatzes, die möglichst complete Transponirung sey, ist leicht ersichtlich, wenn man erwägt, daß Dieses, als am Claviere nicht wiederhergebar, ausgelassen, Vieles nur durch Verstärkung der Accorde, Gebrauch der Octave, und möglichst geschickte Einwebung des Basses übertragen werden kann.

In Bezug auf die Transponirung sowohl, als Aufführung gedachter Duverture hat Herr v. Sch. ausgezeichnetes geleistet; er hat — man möge mir den Ausdruck erlauben — das Clavier zum Durchfall umgeschaffen. Nur durch richtige Auffassung des Geistes, durch Empfinden und Ergreifen der reichhaltigen Schönheiten dieses classischen Konwerkes, konnte der Herr Concertgeber, die richtigen Nuancen treffend, treulich das mittheilen, was er empfunden.

Reminiscences de Robert le Diable, eine Composition des Herrn v. Schickh, enthält vier oder fünf Motive, die varirt sind. Das Finale, den Höllethor enthaltend, eine Combination der schwierigsten, in schneller Reihe folgender Accorde, gefiel ungemein. Wir hätten bei dieser Nummer Gelegenheit über die technische Fertigkeit, über die Leichtigkeit im Befolgen der sich häufenden Schwierigkeiten, nicht minder aber auch über die Reinheit und das Gefühlvolle des Vortrages zu staunen.

In der zweiten Abtheilung trug Herr v. Schickh den Cellobas, Lied von Schubert, für das Piano transcribirt, ferner „Echo des Alpes“ und Bravour-Variationen über einen Chor aus Spohr's „Fiesco“, letztere zwei Nummern eigene Compositionen, vor.

Unter eben angeführten drei Piecen, die sämmtlich in Uebersetzung von schwierigen Passagen metrefeisen, gefiel besonders das „Echo des Alpes.“ Die Bartheit, Reinheit, Präcision des bewunderungswürdigen Spieles, das liebste, sanft flötende Pianissimo der Höhe, die Klarheit der eingeschlochtenen Triller, so wie die Terzen- und Octaven-Läufe — Alles gab das Zeugniß, daß Herr v. Schickh hoch, erhaben dastehet, daß seine neu betretene Bahn die Bahn des Ruhmes, der Ehre sey. Herr v. Schickh blendet im Spiele nicht, er haßt nicht nach Effect. Seine Compositionen, so wie sein Spiel, sind von Empfindung beseelt, sind geist- und gehaltvoll. Abgesehen, daß Bravour bei jedem Pianisten eine Hauptrolle spielt, kommt bei Herrn v. Schickh insbesondere der, die todtten Noten belebende Geist, sein Auffassen classischer Werke, sein tiefes, im Schmelze elegischer Accorde sich kundgebendes Gefühl, so wie die Bartheit der Ideen in Würdigung zu ziehen. Herr v. Schickh wurde nach jeder Nummer gerufen.

Die Zwischen-Nummern wurden, wie bereits früher erwähnt, durch die Mitglieder der anwesenden italienischen Operngesellschaft gefüllt.

Der in kurzer Zeit beliebt gewordene Herr Gorin (Bass) sang eine Arie aus „Lucrezia Borgia,“ so wie mit Herrn Sacca das Final-Duett des 2ten Actes aus den „Puritaniern. Die Natur hat Herrn Gorin mit so schönen, mit so dankbaren Mitteln begabt, daß wir den wohlmeinenden Rath nicht vorbehalten können, er möge seine sonore Stimme durch übermäßige Kraftäußerung, durch eine wiederholte forcierte Anstrengung an Wohlklang, Reinheit und Metalle, und überhaupt an Ausdauer nicht beschränken. Das Moduliren der Stimme, das Heben und Fallen derselben, als Licht- und Schattenseiten des Gesanges, so wie das Portamento — sind wesentlich unterschieden vom Schreien. Herr Gorin wurde mit Beifall empfangen und mehrmals gerufen.

Mlle. Gabbi sang eine Cavatine aus der Oper „Beatrice di Tenda,“ mit Gefühl und bedeutender Fertigkeit, so wie mit Herrn Frassinelli ein Duett aus „Lucia di Lammermoor,“ wobei Herr Frassinelli durch seine schöne Stimme allgemein befriedigte. Mehrfache Hervorrufungen fanden Statt.

Ich kann nicht amhin, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß das Orchester, obwohl unter Leitung stehend, doch im selbstgewählten Tacte sich fortbewegte, und bract oft vom Principe der Harmonie abwich. Ein genaueres Tacthalten, besonders ein passenderes Einfallen der Grundtöne beim recitirenden Gesänge, wäre wünschenswerth.

Der wunderschöne Abend — vielleicht auch die erhöhten Preise — mögen Ursache gewesen seyn, daß das Concert nicht so besucht war, als es die herrlichen Leistungen des Virtuosen verdienen, und als es der Wunsch eines jeden Kunstfreundes war.

Franz Kaus.